

»Ich denke sehr oft an meinen Tod,
aber nicht zu viel auf einmal.«

Ein Gespräch mit Alois Hahn

»I think about my death very often,
but not too much all at once.«

A conversation with Alois Hahn

Matthias Hoffmann

Alois Hahn (geboren 1941) war von 1974 bis 2009 Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Trier. Dort hat Matthias Hoffmann von 2000 bis 2005 Soziologie und Philosophie studiert und wurde als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Hahn promoviert. Hahn war unter anderem Gastprofessor an der Universität Paris I Panthéon-Sorbonne, Directeur d'Études an der École des Hautes Études en Science Sociales und Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. In diesem Gespräch über seine thanatosoziologische Forschung spricht Hahn über erste Kontakte mit dem Tod in seiner Jugend, seine Kritik an der Verdrängungsthese, seine Doktorarbeit über die *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit* und die Veränderungen der Sterbebedingungen im letzten halben Jahrhundert. Hahn und Hoffmann verbindet eine langjährige Freundschaft; dieses Interview stammt aus dem Sommer 2023 und ist das Kondensat einer langen Unterhaltung an einem gemeinsam verbrachten Wochenende.

Todesverdrängung, Todesangst, Sterben, Identität, AIDS

Alois Hahn (born 1941) was professor of General Sociology at the University of Trier from 1974 to 2009. Matthias Hoffmann studied sociology and philosophy there from 2000 to 2005 and received his doctorate as a research assistant under Hahn. Hahn was a visiting professor at the University of Paris I Panthéon-Sorbonne, Directeur d'Études at the École des Hautes Études en Science Sociales and Fellow at the Wissenschaftskolleg zu Berlin. In this conversation about his thanatosociological research, Hahn talks about his first contacts with death in his youth, his criticism of the repression thesis, his doctoral thesis on *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit* and the changes in the conditions of dying over the last half century. Hahn and Hoffmann have been friends for many years; this interview dates from the summer of 2023 and is the condensation of a long conversation on a weekend spent together.

Death repression, death anxiety, Dying, Identity, AIDS

Matthias Hoffmann: Lieber Alois, wir sitzen bei dir hier im Dachgeschoss in Wintersdorf, eine vertraute, schöne Umgebung und wollen uns darüber unterhalten, wie deine Beschäftigung mit dem Thema Tod und Sterben sich über deine soziologisch wissenschaftliche Tätigkeit zieht.¹ 1968 hast du deine Dissertation *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit. Eine soziologische Untersuchung* veröffentlicht (Hahn 1968). Warum hast du dich mit dem Thema Tod überhaupt beschäftigt?

Alois Hahn: Ja, ich fange mal ganz früh an: Ich gehöre ja zu den Leuten, die dem Tod als realem Ereignis schon sehr früh begegnet sind. Ich hatte ‚Todkontakt‘, wie ich diese Variable dann bürokratisch genannt habe. Ich war Messdiener, und zu den Aufgaben eines Messdieners in diesem kleinen Ort, in dem ich lebte, einem Arbeiterviertel im Ruhrgebiet, gehörte eben, dass er an Beerdigungen teilnahm. Damals gab es in unserem Dorf aber keine Leichenhalle, sondern die Toten wurden im Schlafzimmer der Leute oder im Wohnzimmer aufgebahrt. Die Familie zog zu Nachbarn und die Leiche war bei offenem Sarg normalerweise ausgestellt. Public Viewing nennt man das auf Englisch übrigens. Der Messdiener mit dem Kreuz stand am Kopfende der Leiche, der mit dem Weihrauchfass am Fußende. So habe ich schon mit zehn oder elf Jahren mindestens 20 Leichen pro Jahr gesehen.

Hoffmann: Eine Leiche zu sehen, war kein ganz außergewöhnliches Ereignis, sondern ein Ereignis, was im Alltag doch vorkam.

Hahn: Ja, doch anfangs war schon auch ein gewisses Gruseln dabei. Aber die Messdiener bekamen für ihre Beteiligung an den Beerdigungen jeweils 50 Pfennig, die die Hinterbliebenen bezahlen mussten. Im Laufe der Messdiener-Karriere stieg man von der Position am Fußende auf zu der Position am Kopfende. Und wenn man zu denen gehörte, die mit dem Kreuz zu Häupten der Verstorbenen standen, erhielt man eine Mark. Und das versöhnte vielleicht. Aber ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, dass es überhaupt eine Weigerung der Messdiener gab, zur Beerdigung eingeteilt zu werden. Im Trauerhaus fanden die Zeremonien am offenen Sarg statt und dann zog der Trauerzug quer durch das Dorf bis zum Friedhof. Also insofern war der Tod doch ein relativ vertrauter Bereich.

Hoffmann: Damals war also auch klar, welche Zeremonien das dann sind. Das hatte eine gewisse Verbindlichkeit.

1 Ich danke *Isa Werner* (Weimar) herzlich für ihre Unterstützung bei der Vorbereitung dieses Interviewtranskripts.

Hahn: Ja, auf jeden Fall. Da war keine Originalität des Pastors erforderlich, sondern der las, umgeben von der engsten Familie, die entsprechenden Passagen auf Lateinisch vor. Die engste Familie war übrigens häufig nur die trauernde Witwe.

Hoffmann: Und wie war der Anblick der Leiche?

Hahn: Der Anblick war durchaus nicht so, wie ich das in meiner Dissertation über die amerikanischen Bestattungsunternehmen geschrieben habe, bei denen die Leichen sozusagen nicht mehr Leichen waren...

Hoffmann: ...sondern ›lebensecht‹ hergerichtet: im Liebessessel sitzend mit der Zigarette in der Hand.

Hahn: Genau. Aber das war keineswegs so, sondern die lagen dort ›wirklich‹. Und bisweilen war der Anblick auch etwas schwer zu ertragen. Es waren ja doch häufig auch alte Leute und das war zum Teil sehr realistisch, was man da anschauen musste. Und offenkundig hatten auch die Angehörigen keine Angst, dass die Messdiener das sahen.

Hoffmann: Aber dann gab es auch eine dramatische persönliche Situation für dich, was den Kontakt mit dem Tod betrifft.

Hahn: Ja. Ich bin bei Pflegeeltern aufgewachsen. Als ich 15 war, war mein Pflegevater 66 und meine Pflegemutter 60. Die hatte ein Krebsleiden und wir hatten alle Angst, dass sie stirbt. Dann ergab sich aber, dass die Krebsoperation gut gelungen war, und wir waren froh und dachten, wir sind an der Tragödie vorbeigekommen. Am gleichen Tag, an dem uns diese frohe Botschaft erreichte, ist mein Pflegevater an einem Herzinfarkt gestorben. Seine Tochter, eine Krankenschwester, versuchte es noch mit Wiederbelebung und Beatmung. Ich wurde dann zum Nachbarn geschickt, um von dort mit dem Arzt zu telefonieren. Das Ganze war mitten in der Nacht, und Telefone gab es in Arbeiterhaushalten nicht. Als der Arzt dann kam, war mein Vater schon tot und ich war während dieses ziemlich dramatischen Todeskampfes dabei. Insofern trifft das auf mich zu, was ich in meinem Buch beschreibe: nämlich dass die Betroffenheit durch den Tod durch ›Todkontakte‹ gestiftet wird. Andererseits hatte ich ja auch geschrieben und statistisch zu belegen versucht, dass solche Erlebnisse selten sind. Ich war also einer jener heutzutage seltenen Fälle, auf die meine Theorie zutrifft.

Hoffmann: Dass du im Alter von 15 mit dem Tod eines Elternteils konfrontiert warst, dass du dabei warst als dein Vater starb, war also schon damals die Ausnahme.

Hahn: Ja.

Hoffmann: In den *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit* ergibt sich ja dann für dich die Frage: Wie gehen denn die Leute damit um, die solches erlebt haben? Reden die darüber oder reden die nicht darüber? Im Hintergrund steht hier ja der Begriff der Verdrängung, der damals sehr gängig war und gegen den du dich in deiner Arbeit wendest.

Hahn: Ja, ich glaube, erst einmal ist Verdrängung in diesem Falle etwas, das man vielleicht versucht, aber nicht kann. Jedenfalls ist die Beschäftigung mit dem Thema, dass man darüber redet und dass einem das durch den Kopf geht, ganz unvermeidlich. Aber verdrängen kann man nur etwas, das einen bewegt. Ich glaube, im Normalfall kommt man sehr gut damit aus, dass man ›irgendwann‹ stirbt. Was einen beschäftigt, ist das Konkrete – das, was stattfindet. Das ist gleichsam die unmittelbare Schlussfolgerung, die ich aus meinem eigenen Erleben zog. Später ist mir dann aufgegangen, dass meinen Gedanken aber auch eine zweite Annahme zugrunde lag. Es gibt ja Überlegungen bei Montaigne über seinen eigenen Tod und über den Tod im Allgemeinen. Der frühe Montaigne ist stark beeinflusst von Ideen, die er bei Seneca und anderen Stoikern gelernt hat: Ein Philosoph denkt jeden Tag an den Tod, beschäftigt sich mit ihm und hat ihn intellektuell eigentlich schon überwunden, wenn er wirklich eintritt, weil er den Tod sozusagen als ständigen Hausgenossen hat. Die Vorstellung, dass ein philosophischer Mensch ständig auch an seinen eigenen Tod denkt und dass das eigentlich die Würde des Menschen ausmacht, das schien mir anfangs auch eine noble Idee.

Hoffmann: Das ist der Montaigne, wie man ihn normalerweise kennt. Aber das ist aus dem ersten Band der *Essais*, dem frühen Band. Der späte Montaigne sieht das etwas anders.

Hahn: Ja, der späte Montaigne sieht es eigentlich genau umgekehrt: dass nämlich das ständige Denken an den Tod die Sache eigentlich nur verschlimmert. Denn erstens weiß man gar nicht, ob es wirklich so kommt, wie man sich das in seinen Träumen oder in seinen Schrecken ausdenkt. Das heißt, man stirbt tausend Tode imaginativ, bevor man seinen wirklichen vielleicht gar nicht erlebt, weil er einen nachts durch einen plötzlichen Blitzschlag trifft. Und zweitens macht der späte Montaigne in seiner Rückschau deutlich, dass es weniger die

Angst vor dem Tod war, die ihm im Leben zugesetzt hatte, sondern die konkret erlebten Schmerzen. Er erwähnt ausdrücklich, dass er ständig unter unerträglichen Nierensteinen gelitten hat.

Hoffmann: Dass deine unmittelbare biografische Verankerung mit dem Tod des Vaters damals schon und später dann zunehmend eine Ausnahme war, hast du dann in deinen Vorlesungen ja gelegentlich getestet.

Hahn: Ja. Ich habe später als Professor hier in Trier sehr häufig in Anfängervorlesungen mit ein paar hundert Leuten gefragt, wer von den anwesenden Studierenden – Leute im Schnitt zwischen 19 und 23 – denn schon mal überhaupt eine Leiche gesehen hat oder wer bei einem Sterbefall direkt dabei gewesen ist und wer bereits eines seiner Elternteile verloren hat. Und in vielen Fällen hat sich überhaupt keiner gemeldet. Das ist heute eigentlich die normale Situation. Einmal waren es sogar 800 Leute, und kein einziger hatte sich gemeldet. Bei denjenigen, die sich dann doch gemeldet haben, hat sich herausgestellt, dass es meistens Männer waren. Und dann dachte ich: Wie kommt das? Dann habe ich gefragt, und es stellte sich heraus, dass das meistens Leute waren, die Ersatzdienst geleistet oder im Krankenhaus gearbeitet hatten.

Hoffmann: Also die 20 Tote, die du im Jahr als Messdiener gesehen hast, waren nicht deine nahen Angehörigen, und es waren eher alte Leute. Einerseits ist das Phänomen Tod irgendwie vermittelt im Alltag da, aber es ist erstmal nicht mit einem verbunden.

Hahn: Ja, ich glaube, so ist es wirklich. Und dann kommt noch eines hinzu: In meiner Jugend wurde der Verstorbene von den Nachbarn versorgt. Es gab keine Bestattungsunternehmen, sondern in der Regel waren es die Nachbarn oder die Vereinsmitglieder, die den Toten wuschen, ihn zur Aufbewahrung vorbereiteten und auch als Sargträger auftraten. Das Einsargen wurde vom Dorfschreiner gemacht. Und auch die Verstorbenen waren mir nicht total fremd. Es waren ja Leute aus dem Dorf, die man irgendwie kannte, aber man hatte – normalerweise jedenfalls – doch keine existenzielle Verlusterfahrung. Es gehörte irgendwie zum Alltag, dass das vorkam. Aber das war nicht etwas, das einen subjektiv betroffen macht. Beim Tod meines Vaters war das freilich völlig anders. Da war nicht nur die Trauer besonders massiv, sondern da stellten sich auch Ängste ein.

Hoffmann: Jetzt hast du das Wort ›existenziell‹ verwendet. Vielleicht können wir das als Brücke benutzen, um auf einen anderen Bedingungsfaktor zu sprechen zu kommen, warum du dich mit dem Thema Tod beschäftigt hast. Deine Studienfächer waren ja Soziologie, Ethnologie und Philosophie. Und es befand sich

mit Martin Heidegger damals auch noch ein bekannter Philosoph unter den Lebenden, der dort tätig war, wo du studiert hast. Du hast einmal erwähnt, dass es eigentlich dessen sehr berühmtes Werk und die dort verhandelte These von der Verdrängung des Todes war, gegen die sich deine Promotion mit den Mitteln der empirischen Soziologie gerichtet hatte: Kannst du diese Hintergründe einmal aufklären?

Hahn: Schon in der Unter- und Oberprima im Gymnasium hatten wir eine Arbeitsgemeinschaft Philosophie und ich habe da Teile von Heideggers *Sein und Zeit* gelesen. Diese Sachen über Tote, das Sein zum Tode und so weiter, das hat mich unglaublich bewegt, und dann habe ich mir gedacht: Ja, du musst unbedingt nach Freiburg, um den Meister mal zu sehen. Denn das ist ein Mann, der redet nicht nur daher, sondern der redet von den wirklichen Dingen. Also habe ich in Freiburg angefangen, zu studieren. Ich war Studienstiftler und in meiner Studienstiftungs-Gruppe bestand ein sehr starkes, von ähnlichen Motiven getragenes Engagement auch bei den anderen. Einer von denen promovierte schon bei dem Heidegger-Schüler Max Müller in München über Hegel. Aber im Hintergrund stand immer die Heidegger'sche Interpretation der Welt und des Lebens. Der Kommilitone wollte immer mal mit Heidegger reden. Er hatte alles daran gesetzt, ihn mal zu treffen, aber das hat monatelang nicht geklappt.

Hoffmann: Aber dann ergab sich tatsächlich ein Spaziergang dieses Kommilitonen mit Martin Heidegger.

Hahn: Ja, er ist mit ihm in Zähringen – wo Heidegger wohnte – und am Rande des Schwarzwalds spazieren gegangen und hat ihm seine Arbeit erklärt und was er über Hegel schreiben wollte. Heidegger hatte sich das ruhig angehört, ohne irgendeine Bemerkung zu machen. Nach einer halben Stunde sei der Meister plötzlich wie versteinert stehen geblieben, habe ihn durchdringend angeschaut und gesagt, es täte aber Not zu wissen, was Hölderlin über die Inder gedacht hat. Punkt. Und dann seien sie schweigend den Rest des Weges gegangen. Der Kommilitone wurde freundlich, aber doch entschieden an der Haustür verabschiedet und stand nun mit dieser ungelösten Frage alleine da, und wir haben sie ihm auch nicht beantworten können. Zumal die Dissertation, um die es sich handelte, überhaupt weder mit Hölderlin noch mit den Indern noch überhaupt etwas zu tun hatte mit dem, was Heidegger vielleicht gemeint haben könnte.

Hoffmann: Geblieben ist also die Rätselhaftigkeit des Gesagten.

Hahn: Sie hat jedenfalls nicht zur Desillusionierung geführt. Aber dann bin ich eben auch stärker in die Soziologie hineingekommen, und mein erster Eindruck

war, dass viele Dinge, die Heidegger beschreibt, eine gewisse Plausibilität haben, z. B. dass man den Tod nicht als ständig gegenwärtig ansieht. Ich war aber dann sehr bald der Meinung, dass Heidegger zu einer anthropologischen Konstante macht, was – von der Soziologie aufgeklärt – möglicherweise nur eine zeit-typische Verknappung des Todkontaktes in der modernen Gesellschaft ist. Jedenfalls in der Situation, in der wir lebten im Gegensatz zu den Menschen, die noch im Krieg gewesen waren und diesen Todkontakt dort hatten. Das war dann einer der Gründe dafür, zu untersuchen, womit denn diese Verknappung der Begegnung mit dem Tod, vor allen Dingen mit dem Tod von nahen Angehörigen und Eltern zusammenhängt. Das Nächstliegende, worauf man ja sofort kommt, ist die Tatsache, dass durch die Verlängerung des Lebens man schon in höherem Alter ist, wenn man ihren Tod erlebt. Und das heißt, den Tod der Eltern erlebt man eigentlich immer erst, wenn die engste Bindung an sie schon erloschen ist.

Hoffmann: Wenn man unter Umständen selbst schon ein Elternteil geworden ist, also eine sehr starke andere Bindung an diese Stelle tritt.

Hahn: Wenn man aber als Kind den Tod der Eltern erlebt oder umgekehrt, als Elternteil den Tod des Kindes, dann wirkt es als überaus dramatisch und unter Umständen stark Angst erzeugend. In solchen Fällen ist Verdrängung sehr häufig eine Form der aktiven Verarbeitung. Verdrängung setzt eben ein vorgängiges Trauma voraus. Allerdings gelingt sie nicht immer. Die Konfrontation mit dem Tod wird heutzutage auch dadurch reduziert, dass der Umgang mit der Leiche in modernen Gesellschaften zunehmend Aufgabe von Spezialkräften wird. Ich hatte das amerikanische Material gelesen, vor allen Dingen die Arbeiten über die amerikanische Bestattungsindustrie, wo nun auch noch hinzukam, dass dort tatsächlich eine Art von berufsspezifischer Verschönerung des Leichnams stattfand. Wenn man so will: eine optische Verdrängungstendenz des Schreckens des Todes.

Hoffmann: Könnte man vielleicht sagen, dass der Tod durchaus aus dem Alltagsleben der Menschen fast verschwindet, weil zunehmend andere Berufsgruppen, ›Spezialistengruppen‹, den Umgang mit der Leiche an sich ziehen und nicht deswegen, weil die Menschen ihn im Normalfall aktiv verdrängen müssten?

Hahn: Ja, genau, das bringt die Sache sehr gut auf den Punkt, und das setzt sich ja auch analog für den Beginn des Lebens fort. Die Menschen werden nicht mehr zu Hause geboren, sondern in der Klinik. Und sie sterben normalerweise auch nicht zu Hause, sondern sie sterben in der Klinik. Das heißt, der Tod vollzieht sich als reales Geschehen weitestgehend unbeobachtet von den Angehörigen oder geliebten Menschen. Aber natürlich ist diese Nicht-Zulassung der

Angehörigen nicht einer Verdrängungsabsicht geschuldet, sondern wir gehen ja davon aus, dass wir hochspezialisiertes Personal brauchen, um die finale Pflege zu garantieren. Dass der Tod in diesem Sinne gesellschaftlich sich der Präsenz entzieht, ist nicht irgendwie einer psychologischen Angst geschuldet.

Hoffmann: Der Tod ist aber fremd geworden und deswegen noch mal mit Angst aufgeladen, *weil er fremd geworden ist.*

Hahn: Ja, ganz konkret eine Fremdheit, die sich darin äußert, nicht mehr über Alltagsroutinen zu verfügen, wie man mit so etwas umgeht. So nehmen zum Beispiel die Bestattungsinstitute einem ja nicht nur den Umgang mit der Leiche ab, sondern größtenteils auch den gesamten behördlichen Vorgang.

Hoffmann: Das war in deiner Jugend auf dem Dorf sicher noch anders.

Hahn: Das war in meiner Jugend jedenfalls auf dem Dorf nicht vorhanden. Es gab noch keine Bestattungsinstitute, es gab auch niemanden, der einem die entsprechenden Behördengänge abnahm. Und es gab vor allen Dingen nicht das, was es in Amerika gab und heute natürlich zunehmend gibt: Eine Bestattung durch professionelle Bestatter. Das heißt: Die Tendenz zur Verberuflichung vieler Dinge, die man vorher selber machte oder von Verwandten übernommen werden mussten, gab es noch nicht. Heute, wo es sie gibt, entsteht deshalb tatsächlich so etwas wie eine Art von Hilflosigkeit gegenüber dem Tod, die mir aber mit dem psychologisch ja doch erst mal durch Freud festgelegten Begriff der Verdrängung sehr unvollkommen, um nicht zu sagen: grundfalsch beschrieben scheint. Und das habe ich versucht, darzustellen und zu belegen.

Hoffmann: Und zwar durch selbst erhobene empirische Daten. Du hast Leute gefragt nach dem von dir so genannten Todkontakt, ob sie also schon den Tod eines nahen Menschen miterlebt haben oder ob sie selbst in einer Situation waren, von der sie dachten, ich werde sterben, und wie sie damit umgehen. Und dein Ergebnis war: Die Leute, die schon einen solchen Kontakt hatten, die reden auch darüber. Und die andere Gruppe, die noch keinen Todkontakt hatte, die redet auch nicht über den Tod. In deinen Daten hat sich gezeigt, dass das gerade nicht deswegen so ist, weil sie etwas verdrängen wollten, sondern weil sie, um es einfach zu sagen, nichts haben, worüber sie meinen, reden zu müssen.

Hahn: Ja, genau. Aber es ging nicht nur um das Reden, sondern auch um Angst-erfahrungen, die sich bis in die Träume hinein fortsetzten. Das entsprach auch meiner persönlichen Erfahrung.

Hoffmann: Das war also deine Wendung gegen die damals prominente kulturkritische These einer todesverdrängenden Gesellschaft.

Hahn: Ja, das war die Situation. Die Leute, die die Verdrängungstheorie vertraten, ich sage mal, eine bestimmte Branche der Kulturindustrie, die waren ständig damit beschäftigt, über den Tod zu reden. Es gab unendlich viel öffentliches Gerede über den Tod, und der Inhalt war, dass man nicht über den Tod redet. Wer also darüber spricht, hatte schon von Anfang an die Auszeichnung, ein mutiger Mensch zu sein, der sich über Tabus erhebt, der endlich mal die existenzielle Wahrheit verkündet. Das schien mir irgendwie nicht stimmig zu sein, und das habe ich versucht, zu erläutern. Reale Beschreibungen des Todes gab es in der deutschen Soziologie eigentlich kaum. Es gab keine Umfragen über Tod und Sterben. Das fand sich in gewissem Maße nur in der amerikanischen Soziologie. Dort fanden sich Untersuchungen über den Tod im Hospital usw. Mein Gegenteil war deswegen: Schauen wir uns doch einmal solche Gesellschaften an, in denen die Ausnahmesituation der Gegenwart die absolute Regel ist? Und das schien mir in den Gesellschaften der Fall zu sein, die von der Ethnologie untersucht worden waren. Das waren Gesellschaften, die im Wesentlichen in Dörfern leben, mit Verwandtschaftstraditionen, mit relativ niedrigem technischem Komplexitätsniveau. Für solche Gesellschaften gab es in der Ethnologie viele Arbeiten über den Tod. Die habe ich versucht, heranzuziehen, um ein Kontrastbild zur Moderne herzustellen. Da kann man sehr schön sehen, dass das, was Heidegger in der modernen Gesellschaft vermisste, ganz offenkundig eine bestimmte gesellschaftliche Entwicklung ist, ein höchst spezielles historisches Phänomen, das es so nicht immer gegeben hat. Heidegger allerdings anthropologisiert diesen Tatbestand und stilisiert ihn als Tendenz des Seins des Menschen an sich (Hahn 2001). Von daher war das für mich wiederum persönlich auch ganz praktisch, weil ich neben der Soziologie, die ich ja als Hauptfach hatte, und der Anwendung des Handwerks eines quantitativen Forschers auch meine ethnologischen Kenntnisse und meine empirisch gewonnenen Daten gegen eine vorherrschende kulturkritische Tendenz in Stellung bringen konnte. Und ich konnte mir einbilden, nun meinerseits gegen ein Tabu zu verstoßen, eben gegen das Tabu, dass etwas ein Tabu sei. Das war eigentlich die Perspektive, die ich hatte, als ich die Arbeit schrieb.

Hoffmann: Die Arbeit ist dann ja bekannt geworden. Mal ein bisschen frech gefragt: Wenn man thanatosozilogische Literatur unserer Tage liest, dann gibt es meistens ein Überblickskapitel, in dem es heißt: »Die deutsche Thanatosozilogie nach 1945 wurde maßgeblich mitbegründet von Alois Hahn und Werner Fuchs.« Dann werden die Titel zitiert (Hahn 1968; Fuchs 1969) und dann wird unter Umständen im nächsten Kapitel geschrieben, warum die moderne

Gesellschaft eine todesverdrängende Gesellschaft sei. Aus deiner Sicht: Welche Wirkung hat denn deine Widerlegung der ›Verdrängungsthese‹ entfaltet?

Hahn: Also der Ausdruck Thanatologie existierte natürlich schon früher, aber der Ausdruck *Thanatosoziologie*, den gab es eigentlich nicht. Es gab natürlich auf Tod bezogene Überlegungen, vor allen Dingen in der Philosophie und natürlich in der Ethnologie. Denn es ist selbstredend ein wichtiges Beschreibungsmerkmal von Gesellschaften, wie mit Tod und Sterben umgegangen wird, wie das mit Überlebensvorstellungen zusammenhängt, mit der Götterwelt, mit Riten. In der Form war das ein klassisches Thema der Ethnologie. Die neuere Befassung mit diesem Gegenstand wurde vor allem in der französischen Geschichtswissenschaft – allerdings etliche Jahre nach meiner Dissertation – von Philippe Ariès angestoßen. Er war es, der die Verdrängungsthese für die moderne französische Gesellschaft aufgebracht und belegt hat (Ariès 2002; eine systematische Auseinandersetzung mit der damaligen französischsprachigen Literatur liefert Hahn 1979). Aber eben gerade nicht als anthropologische Konstante, sondern als Gegensatz zu der von ihm beschriebenen vormodernen Gesellschaft. Man könnte eigentlich sagen: In seiner Sicht ist die vormoderne Gesellschaft – die vorindustrielle Gesellschaft jedenfalls – eine Gesellschaft, in der der Tod zum Alltagsgeschehen gehört, in der gleichen Weise, wie das bei den untersuchten Gesellschaften der damaligen Ethnologie der Fall war. Ariès sieht sehr deutlich, dass die gesellschaftliche Verdrängung des Todes im Sinne des Herausziehens aus der Alltagskommunikation ein höchst modernes Phänomen ist.

Hoffmann: Es gibt auch eine konkrete Stelle bei Ariès, in der klar wird, dass er nicht Verdrängung im Sinne Freuds meinen kann. Er schreibt sinngemäß: Man hat den Tod aus der Vordertür herausgeworfen und ihn an Spezialisten abgeben. Aber durch die Hintertür kommt er natürlich wieder herein und ist immer da: In Talkshows, in Diskussionen, in Zeitungsbeiträgen. Das ist bei ihm sehr deutlich, dass einerseits ständig von ›Verdrängung‹ gesprochen wird und gleichzeitig aber ständig über den Tod.

Hahn: Ja, genau, und das ist dann auch durch Untersuchungen von anderen noch einmal erhärtet worden. Aber die Soziologie hat kurioserweise die strukturelle Dimension immer wieder in eine existenzielle Situation verwandelt und gemeint, man müsse didaktisch oder pädagogisch den Menschen an die Überwindung des Tabus heranzuführen. Wenn ich es richtig sehe, ist bei Ariès der Tod eigentlich nicht tabuisiert, sondern er ist invisibilisiert. Und das ist eigentlich auch meine zentrale These zehn Jahre vorher gewesen: Man kann hier nicht von Verdrängung sprechen, sondern von struktureller Invisibilisierung für die Alltagskommunikation. Und das betrifft natürlich fast alle Probleme, die wir

haben. Unsere psychischen Probleme werden nicht einfach durch Gespräche mit dem Ehepartner besprochen, sondern zunehmend von Spezialisten. Und wenn Eltern glauben, sie sind die besten Erzieher für ihre Kinder, dann schütteln die Pädagogen den Kopf und sagen: Das ist viel zu wichtig, als dass man das den Eltern überlassen könnte. Die Eltern sind in wichtigen Erziehungsfragen allenfalls Zulieferer für pädagogische, psychoanalytische oder sonstige Profis. Also um auf deine Frage zu antworten: Ich würde sagen, meine zentrale These ist zwar gelobt oder angeführt, aber teilweise gar nicht wahrgenommen worden.

Hoffmann: Ist sie ihrerseits verdrängt worden?

Hahn: Ja, sie ist verdrängt oder überhaupt nicht richtig gesehen worden. Das scheint mir auch der Punkt bei dem Buch von Nassehi und Weber gewesen zu sein.

Hoffmann: 20 Jahre nach deiner Arbeit veröffentlichen Armin Nassehi und Georg Weber das Buch *Tod, Modernität und Gesellschaft* (1989), worin die Verdrängungsthese wieder neu auflebt.

Hahn: Allerdings mit der interessanten Variante, dass Nassehi hier eine systemtheoretische Argumentation einführt. Vielleicht sollte ich noch zum Vorspruch sagen: Ich habe mich zu dem Buch ja in einer langen Rezension in der Kölner Zeitschrift geäußert (Hahn 1991; dazu auch Hahn 2002 sowie Hoffmann 2011: 149 ff.). Der größte Teil des Werkes ist gar nicht der modernen soziologischen Analyse widmet, sondern einer langen Rekapitulation des Denkens über den Tod im Abendland von Platon bis in die Gegenwart. Meine Rezension ist im ersten Teil auch sehr lobend und voller Bewunderung und Respekt für die intellektuelle Leistung. Allerdings sage ich dann sinngemäß: Lassen Sie uns doch gleich zur Sache kommen, denn ich werde ja auch angegriffen in dem Buch und werde mich dagegen versuchen, argumentativ zu wehren. Und meine Argumente waren eigentlich die, die ich gerade eben hier in unserem Gespräch vorgetragen habe. Wobei das Hauptargument in der Rezension nun eigentlich ein kommunikationstheoretisches war. Denn teilweise argumentiert Nassehi bei seiner Verdrängungstheorie systemtheoretisch: Die Gesellschaft definiert er wie Luhmann als Kommunikation. Dann sagt er: Es wird nicht über den Tod kommuniziert und deshalb ist er aus der Gesellschaft verdrängt. Mein Gegenargument: Wenn man über den Tod nicht kommuniziert und das die Verdrängung wäre, dann könnte die Kommunikation gar nicht feststellen, dass es eine Verdrängung gibt. Und es wird ja tatsächlich wahnsinnig viel darüber kommuniziert. Es kann sich doch allenfalls um einen bestimmten Modus der Kommunikation handeln. Denn dass der Tod aus der Kommunikation

ausgeschlossen und in dem Sinne gesellschaftlich verdrängt sei, das lässt sich meines Erachtens nicht aufrechterhalten. Wenn aber gemeint ist, dass er zwar in der Kommunikation auftaucht, aber dort als von Individuen verdrängtes Trauma, dann müsste man das anders belegen. Ich denke, dass man sich da für das eine oder das andere entscheiden müsste.

Hoffmann: Mir ist dann in der Beschäftigung mit eurer Auseinandersetzung aufgefallen, dass Nassehi in einer späteren kleineren Veröffentlichung (Nassehi/Brüggen/Saake 2002) in einer Fußnote ziemlich genau die Argumentation deiner Rezension übernimmt: Die moderne Gesellschaft sei auf keinen Fall eine todesverdrängende Gesellschaft, sondern es sei eben die Art und Weise, wie die einzelnen Subsysteme sich mit dem Thema auseinandersetzen, sodass der Tod ›als solcher‹ eben gar nicht vorkommen könne. Die These von der Todesverdrängung wird also ganz ruhig und nüchtern einfach beerdigt.

Hahn: Das kann man so sagen. Aber nunmehr geht es Nassehi wie mir auch: Die kulturkritische Debatte lässt sich einfach nicht beeindrucken.

Hoffmann: Deine Dissertation endet ja mit dem Problem, das dann dort nicht weiterbearbeitet wird, dass der Tod einer Sinnggebung bedarf. Sinnggebungen für den Tod gibt es in unserer Gegenwartsgesellschaft sehr viele. Was es aber nicht mehr gibt, ist eine Verbindlichkeit einer bestimmten Sinnggebung. In deiner Habilitationsschrift setzt du dich mit Sinnggebungsfragen auseinander (Hahn 1974). Wie hat sich die Beschäftigung mit Tod und Sinnggebung in deiner weiteren wissenschaftlichen Arbeit fortgesponnen? Du hast ja den Tod nicht als Endpunkt gesehen, sondern dich immer auch mit dem beschäftigt, was es an Jenseits-, Paradies- und Höllenvorstellungen gibt (Hahn 1976, 1992, 1996, 2000).

Hahn: Ja, das stimmt. Die Problematik multipler Welterklärungsmodelle, die gleichzeitig existieren und gleichzeitig auf dem Sinnggebungsmarkt um Anerkennung ringen, ist als Thema seit Karl Mannheim (1964) in der deutschen Soziologie präsent. Auch bei Peter L. Berger (1963) ist von einem Sinnggebungsmarkt die Rede. Sinnggebungen untereinander unterscheiden sich natürlich durch Inhalte. Für die Gegenwart ist aber der Unterschied in der Form der Angebote konstitutiv: Im Gegensatz zu den meisten vormodernen Sinnggebungen treten sie nämlich im Plural auf. Und das ist eigentlich das Problem, dass sowohl die rituelle als auch die therapeutische Bewältigung und die inhaltlich-philosophisch-religiöse Thematisierung dieser Phänomene sehr verschieden sind. Dazu kommt, dass die Glaubensvorstellungen, die auch noch im klassischen Sinne ein Weiterleben beinhalten, auch nicht völlig verschwunden sind. Und daran habe ich versucht, weiterzuarbeiten. Erst mal nur theoretisch. Aber als

dann in den 80er Jahren AIDS ausbrach, ist daraus eine große empirische Aktivität geworden, die ich allerdings nicht alleine betrieben habe, sondern mit Trierer Forscherkollegen. Mit AIDS kam eine neue Situation auf.

Hoffmann: Der Tod in jungen Jahren war nun plötzlich nicht mehr so selten.

Hahn: Ja. Das war das eigentlich Schockierende damals. Dass nun sehr viele Menschen zwischen 30 und 45 starben. Und zwar im Zentrum der Urbanität: in Paris oder in Berlin. Und es starben, wie man ja weiß, doch in einem erheblichen Maße Leute, die einer sexuellen Minderheit angehörten.

Hoffmann: Und ihr habt dann in eurer Trierer Forschergruppe, das Problem empirisch zu bearbeiten begonnen und euch den Themen AIDS, plötzliche Erkrankungen, Pandemien zugewandt.

Hahn: In dem Zusammenhang haben wir dann – gleichsam als Nebenprodukt – auch der Frage der Sinngebungen für Tod und Krankheiten Aufmerksamkeit geschenkt. Das sind mehrere große Untersuchungen geworden, anfangs vor allen Dingen zum Thema AIDS, dann aber auch ganz generell zu Gesundheit, Krankheit, Identität, Sterben, Sinngebung usw., schließlich dann auch zu Sterbegleitung und Hospiz (Hahn/Eirnbter/Jacob 1996; Jacob et al. 1997; Lettke et al. 1999).

Hoffmann: Man kann also sagen: Es hat sich in der Realität eine Veränderung ergeben, die man dann soziologisch nachvollziehen musste. Zur Zeit deiner Dissertation war der kurze Tod der typische Tod. Man ist als der gestorben, der man auch im bisherigen Leben war, es gab keine tiefgreifende Veränderung oder Erosion der Identität. Das hat sich seitdem doch sehr geändert. Die Erosion von Identitäten im Sterbeprozess wird nun extrem gefürchtet. Dass ich einmal nicht mehr der sein werde, der ich jetzt bin, und auch nicht einer, der ich gerne werden will, sondern einer, der ich unter keinen Umständen sein will. Jemand, der sich nicht erinnern kann, oder jemand, der die Kontrolle über seinen Körper verloren hat, sich in die Hosen macht; der vieles nicht mehr kann, von dem er glaubt, dass es seine Identität zentral ausmacht. Und diese Phase kann sich sehr in die Länge ziehen. Man könnte also sagen, dass sich die Beschäftigung mit dem Thema Tod notwendigerweise verstärkt auch dem zuwenden musste, was vor dem Tod liegt: dem Sterben und insofern einer Thematik, die den Einzelnen betrifft, wenn er noch lebt. Das habt ihr in euren Studien über schwere Krankheit und Gesellschaft ja herausgearbeitet. Ich habe dann meinerseits versucht, diese Thematik der Angst vor dem Identitätsverlust auf das Sterben zu beziehen (Hoffmann 2011).

Hahn: Ja, du beschreibst die Phänomene sehr genau. Dass sie etwa in meiner Dissertation nicht vorkommen, liegt daran, dass sie sich erst im Laufe der Zeit danach entwickelt haben.

Hoffmann: Also auch hier gilt: Du hattest sie nicht etwa verdrängt, denn es gab damals noch nichts zu verdrängen.

Hahn: Ja. Um das etwas salopp zu formulieren: Als wir gemerkt haben, gleichsam alltagswissenschaftlich, dass da was passiert, haben wir versucht, dem wissenschaftlich sofort hinterher zu gehen und diesmal natürlich größere und repräsentative Studien anzufertigen. ›Wir‹ heißt immer die Trierer Kollegen, die an der Sache beteiligt waren. Das waren federführend der inzwischen verstorbene Willy Eirnbter und Rüdiger Jacob, ein Experte für Gesundheitssoziologie, und eben auch ich. Wir haben uns dann dieser Thematik in mehreren Studien gewidmet. Die ersten waren nur repräsentativ für die alte Bundesrepublik. Dann haben wir eine Studie gemacht nur für die ›neuen Bundesländer‹ und dann eine für die neue Bundesrepublik, mit repräsentativen Umfragen. Die Fülle der sich dann ergebenden Interpretationen ist in den von mir selbst noch betreuten Arbeiten zwar aufgegriffen worden, aber die wichtige Arbeit, das muss ich ja jetzt noch sagen, die das unter thanatosoziologischen Aspekten anhand dieser Materialien systematisch beleuchtet und auch mit früheren Daten in Verbindung gebracht hat, ist eigentlich deine Dissertation (ebd.), die ja auch genau diesen Aspekt zum Gegenstand macht, dass man möglichst einem langen Sterbeprozess entgehen möchte. Wie es im Titel heißt: *Sterben? Am liebsten plötzlich und unerwartet.*

Hoffmann: Die Mehrheit der Menschen wünscht sich heute genau das Gegenteil dessen, was früher als Tod gewünscht wurde.

Hahn: Damit hat praktisch eine Art von Tod einen Mehrheitsstatus bekommen, der in der gesamten Tradition als der schlimmste Tod überhaupt galt. Die *mala mors* war früher der Tod, auf den man sich nicht vorbereiten kann. Und da entstehen eben auch ganz neue Sterbehilfebewegungen, die das selber nun wiederum institutionalisieren. Aber bestimmte Überlegungen, die wir schon vorher hatten, lassen sich auch auf dieses Phänomen anwenden. Auch jetzt wird der Tod nicht gleichsam als Ganzer erfahren, sondern auch hier werden wieder Spezialisten eingesetzt, unter Umständen, um zu entscheiden, ob man sich überhaupt umbringen darf (Hahn/Hoffmann 2012). Manches hat sich also in sein Gegenteil verkehrt, und manches wiederholt sich. – Du hast mich gefragt, wie meine Einstellung zum Tod während meiner Jugend war. Da würde ich allerdings gern auch ein paar Bemerkungen machen über meine aktuelle

Befindlichkeit. In meinem hohen Alter weiß man, dass man nicht mehr allzu lange leben wird. Man kennt als Soziologe sogar die verbleibende Durchschnittslebenserwartung. Ich denke eigentlich jeden Tag an meinen Tod. Das lässt sich nicht verdrängen und ist auch immer wieder durchaus von Angst besetzt. »Je pense très souvent à elle. Mais pas trop à la fois« sagt Père Swann bei Proust. Das könnte auch für mich gelten: Ich denke sehr oft an meinen Tod, aber nicht zu viel auf einmal. Aber wie es im *Rosenkavalier* heißt: »Doch in dem Wie, da liegt der ganze Unterschied.« Aber vielleicht sollte man auch Folgendes bedenken: Zwar mag man für sich selbst das Sterben mehr fürchten als den Tod. Für eine geliebte andere Person fürchtet man aber möglicherweise mehr deren Tod als deren Sterben. Denn den eigenen Tod erlebt man nicht, den Tod der anderen aber schon. Aber vielleicht treten beide Ängste nicht alternativ auf, sondern gemeinsam, in unbestimmbarem Mischungsverhältnis: Abwechselnd im Zentrum und im Horizont der Aufmerksamkeit. Wer weiß?

Literatur

- Ariès, Philippe (2002): *Geschichte des Todes*, München.
- Berger, Peter L. (1963): »A Market Model for the Analysis of Ecumenicity«, in: *Social Research* 30, Heft 1, S. 77–93.
- Fuchs, Werner (1969): *Todesbilder in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Hahn, Alois (1968): *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit. Eine soziologische Untersuchung*, Stuttgart.
- Hahn, Alois (1974): *Religion und der Verlust der Sinnggebung. Identitätsprobleme in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt am Main/New York.
- Hahn, Alois (1976): *Soziologie der Paradiesvorstellungen*, Trier.
- Hahn, Alois (1979): »Tod und Individualität. Eine Übersicht über neuere französische Literatur«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 31, Heft 4, S. 733–745.
- Hahn, Alois (1991): Rezension zu: Armin Nassehi/Georg Weber: *Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 43, Heft 1, S. 162–164.
- Hahn, Alois (1992): »Unrecht im Diesseits – Unglück im Jenseits«, in: Bellebaum, Alfred (Hg.): *Glück und Zufriedenheit. Ein Symposium*, Opladen, S. 141–163.
- Hahn, Alois (1996): »Unendliches Ende. Höllenvorstellungen in soziologischer Perspektive«, in: Stierle, Karlheinz/Warning, Rainer (Hg.): *Das Ende. Figuren einer Denkform*, München, S. 155–182.
- Hahn, Alois (2000): »Tod, Sterben, Jenseits- und Höllenvorstellungen in soziologischer Perspektive«, in: ders., *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*, Frankfurt am Main, S. 119–197.
- Hahn, Alois (2001): »Heideggers Philosophie des Todes im Diskursfeld seiner Zeit (Weber, Simmel und Scheler)«, in: Weiß, Johannes (Hg.): *Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft*, Konstanz, S. 105–128.

-
- Hahn, Alois (2002): »Tod und Sterben in soziologischer Sicht«, in: Assmann, Jan/Trauzettel, Rolf (Hg.): *Tod, Jenseits und Identität. Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Thanatologie*, Freiburg/München, S. 55–89.
- Hahn, Alois/Hoffmann, Matthias (2012): »Selbsttötung als Selbstsorge«, in: *Merkur* 66, Heft 6, S. 550–557.
- Hahn, Alois/Eirnbter, Willy H./Jacob, Rüdiger (1996): *Krankheitsvorstellungen in Deutschland. Das Beispiel Aids*, Opladen.
- Hoffmann, Matthias (2011): »Sterben? Am liebsten plötzlich und unerwartet.« *Die Angst vor dem »sozialen Sterben*«, Wiesbaden.
- Jacob, Rüdiger/Eirnbter, Willy H./Hahn, Alois/Hennes, Claudia/Lettke, Frank (1997): *Aids-Vorstellungen in Deutschland. Stabilität und Wandel*, Berlin.
- Lettke, Frank/Eirnbter, Willy H./Hahn, Alois/Hennes, Claudia/Jacob, Rüdiger (1999): *Krankheit und Gesellschaft. Zur Bedeutung von Krankheitsbildern und Gesundheitsvorstellungen für die Prävention*, Konstanz.
- Mannheim, Karl (1964): »Die Konkurrenz im Gebiete des Geistigen«, in: ders., *Wissenssoziologie*, Neuwied/Berlin, S. 566–613.
- Nassehi, Armin/Weber, Georg (1989): *Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung*, Opladen.
- Nassehi, Armin/Brüggen, Susanne/Saake, Irmhild (2002): »Beratung zum Tode. Eine neue ars moriendi?«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 12, Heft 1, S. 63–85.